

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 13

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Blick auf Elisabeth Kopp

Als der Tag heranrückte, da die erste und einzige Zeitung für die Frau, nach kurzem Dasein anno 1984, auferstehen sollte, liefen die Gehirne in den Redaktionsstuben heiss. Man musste in der ersten Nummer unbedingt eine berühmte Schweizerin bringen – aber welche? Nachdem Paola und Monika Kaelin ausgeschieden waren, fiel der Name Elisabeth Kopp. Die erste Bundesrätin, das war's! Das würde sich gut machen!

«Eine Seite mit Elisabeth Kopp!» freute sich die Star-Interviewerin des Blattes. Der

Von Annemarie Amacher

Chefredaktor machte eine abwehrende Handbewegung. «Ich erinnere daran, dass bei uns der Platz für Interviews auf höchstens 15,4 x 9,7 cm beschränkt ist. Übrigens stellt ein Interview mit einer Politikerin zu hohe Ansprüche an unsere Leserinnen. Vergessen Sie nicht das Motto unserer Zeitung: Geistig anspruchslos.»

«Anspruchslosigkeit ist Seligkeit, hat schon die Courths-Mahler gesagt», witzelte ein Halbgebildeter. «Falsch, das war Gandhi», rief ein anderer dazwischen. Beide hatten noch nie etwas von Marie von Ebner-Eschenbach gehört.

«Zur Sache, meine Herren, wir machen hier kein Kirchenblatt», rügte der Chefredaktor scharf. Man kam also zur Sache – sowie zum Schluss, wenn schon nichts mit Elisabeth Kopp, dann etwas über sie, genauer: über ihr Äusseres.

Es wurden eine Modemacherin, ein Modemacher, eine Kosmetikerin und ein Frisurenformer über ihre Meinung befragt. Alle waren sich einig, dass die oberste Frau des Landes zwar gut aussehe, dass ihr jedoch der «Pfiff» fehle. «Immer diese weiten Jupes und Blusen», nörgelte der Modemacher. «Und immer hängt da noch irgendwo eine Kette.» Frau Kopp sollte besser einen schmalen Jupon aus weichem Leder tragen, dazu ein Twinset aus Kaschmir. Immerhin wurde ihr eine lange Perlenkette zugestanden.

Den Frisurenformer störte die hohe Stirn der hohen Frau: «Das Volumen müsste mehr in die Breite gezogen werden.» Und die Kosmetikerin schlug fürs Gesicht gleich vier verschiedene Farben vor: Unter dem Jochbogen Pfirsichrot, in der Lidfalte Dunkelbraun, auf dem Lid jedoch Bläulich, für die Lippen Karminrot. Alles zusammen würde die Bundesrätin jünger, sportlicher, dynamischer, moderner, frischer und weniger eintönig erscheinen lassen, fanden die Fachleute. Wirklich, Bundesrätinnen haben's nicht leicht!

Im Zuge der Gleichberechtigung müssten nun auch die sechs Kollegen von Frau Kopp unter die Lupe genommen werden. Wie wär's mit einem Toupet für Herrn Egli? Und Monsieur Delamuraz sähe ich in schlank machenden Nadelstreifen.

Übrigens: Die neue Zeitung wird hinter den Kulissen kurz und bündig W.B. (Weiber-Blick) genannt. Das hat durchaus nichts mit Despektierlichkeit zu tun, sondern mit der Tatsache, dass die Abkürzung F.B. schon seit längerer Zeit anderweitig vergeben ist.

Theorie und Praxis

Manchen Sommer lang hatte man Stunden nebeneinander auf Parkbänken verbracht, hatte die spielenden Kinder beaufsichtigt und miteinander geplaudert, diskutiert und die Welt verbessert. Später traf man sich wieder bei Schulanlässen und Elternabenden. Die Kinder waren grösser geworden; die Leine, an der man so lange angebunden war, lockerte sich und wurde schliesslich ganz überflüssig. Ob es ein Glück war oder ein Unglück – wer wollte das entscheiden. Ein Neubeginn war es auf alle Fälle; eine Chance, noch einmal am Leben teilzunehmen, Mitspieler statt Zuschauer zu sein.

Vor allem aber galt es das wahrzumachen, was man so lange und mit so viel Überzeugung diskutiert hatte. Man wollte dort, wo man arbeitete, eine Zelle der Toleranz und der Solidarität bilden. Man wollte mit Wärme und Menschlichkeit den Kolleginnen und Kollegen begegnen. Mit Schwesterlichkeit – ja, mit Schwesterlichkeit.

Die Wirklichkeit sah dann allerdings etwas anders aus, als sie seinerzeit auf den Parkbänken entworfen worden war. Es war schwierig, sich nach Jahren der hausfraulichen Selbstherrlichkeit einem Stundenplan, einem Programm, einem Vorgesetzten unterzuordnen.

Und die Wärme, das Verständnis, die Schwesterlichkeit? Jeder verstand etwas anderes darunter, die eigene Gefühlswelt vor allem, die eigene Verletzlichkeit. – Toleranz? Sicher, aber doch nicht um jeden Preis. Auch Solidarität! Doch erzwingen lässt sie sich natürlich nicht.

Und warum eigentlich immer ich? Das grenzt ja schon an Dummheit. Sollen doch die andern auch einmal ...

Die Kolleginnen, mit denen

man seinerzeit so einig gewesen war, die Kolleginnen waren plötzlich ganz verändert. Wo war die Offenheit, wo war die Sympathie geblieben? Ein neuer Ton war aufgekommen, ein vorsichtiger, ein abwägender. Sätze, leichthin gesagt, wurden plötzlich analysiert, gewogen und gewertet. Neue Wörter, die auf den Parkbänken nie vorgekommen waren, hielten Einzug, Wörter, die mit Ehrgeiz und Erfolg zu tun hatten.

Manchmal, wenn ich durch einen Park gehe und den jungen Frauen zusehe, die mit glänzenden Augen eine bessere Zukunft entwerfen, erinnere ich mich unserer eigenen grossen Worte und denke mit Wehmut an die kleinen Münzen, in die wir sie umgewechselt haben.

Die Welt und die Menschen, sie lassen sich nicht so leicht verändern.

Ingeborg Rotach

Entfernte Bekannte

Er ist wieder aufgetaucht! Nach drei Jahren. Nicht, dass ich ihn vermisst hätte oder dass ich einen Gedanken für ihn übrig gehabt hätte während dieser drei Jahre, aber als ich ihn sah, kam er mir wieder in den Sinn.

Überhaupt habe ich eine Bekannte, die wohnt im gleichen Dorf im Unterland, aber ich treffe sie nur während der Sportferien im Februar auf einer bestimmten Skipiste im Engadin. Das allerdings todsicher, mit schönster Regelmässigkeit. Das ganze Jahr über sehen wir uns nie. Weiss Gott, wo sie sich verkriekt!

Oder zum Beispiel das Walross: Im Sommer schwimmt er gemütlich Kilometer für Kilometer in unserem Freibad. Er grüsst freundlich und plaudert gelegentlich sogar, aber den ganzen Winter über ist und bleibt er unsichtbar. Weiss Gott, was er im Winter treibt!

Dann ist da noch unser Manneau. Den treffen wir regelmässig am Sonntagmorgen im Wald. Er macht dort bei jedem Wetter seinen Spaziergang, einmal mit Schirm, einmal ohne Schirm, einmal mit Halstuch, einmal im T-Shirt. Wir grüssen ihn freundlich, haben jedoch keine Ahnung, wer er ist und welche Sprache er spricht.

Und nun ist er also auch wieder aufgetaucht! Dass er drei Jahre

